



Das Teſtament der Indierin.

37] Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Day
(Marſham Howard).

„Sie“, wandte er ſich ſodann an den Advokaten, beabſichtigen, wie Sie ſagen, Ihre Ueberzeugung, den Mörder des alten Barons in Abbotſmoor entdeckt zu haben, kundzugeben. Laſſen Sie mich Sie vor der Lächerlichkeit retten, die Sie ohne Frage auf ſich laden würden, wenn Sie dies wirklich thäten. Ich ſelbſt habe die Urkunde geſehen, welche klar und deutlich den Beweis von der Unſchuld des jungen Wyddelton an dem Verbrechen, deſſen man ihn damals beſchuldigte, enthält.“

„Zum Teufel“, ſeufzte ſein Gegenüber in ungezügelter Leidenschaft, „was wollen Sie damit ſagen?“

„Ich habe das Bekenntniß des wirklichen Mörders geſehen und geſehen“, wiederholte Royden, „eines gewiſſen Benjamin Ferrit, Bergmanns in Abbotſmoor, welches von untrüglichen Zeugen beglaubigt iſt.“

„Wo iſt die Fäliſchung? Wo iſt der verdammte Schurke und ſein lügnereiſches Dokument?“ ſchrie Lawrence without-
brant.

„Das Dokument“, fuhr der Andere fort, zu müde und krank, um von dieſem Ausfall Notiz zu nehmen, „mit einer vollſtändigen Darlegung des Sachverhaltes iſt durch einen wohl-
bekannteren Anwalt zugleich mit einer Appellation der Regierung übergeben; ſchon jezt“, ſetzte Royden hinzu, indem ſeine Augen von dem Advokaten zum Schreiber hinüberſaßen, „hat ſich letztere mit dem Schwurgerichtshof in Verbindung geſetzt. Ich hielt dieſen Schritt für nöthig, weil jener nach der Abſtimmung der Geſchworenen damals gegen Gabriel Wyddelton entſchieden hatte. Das Urtheil iſt natürlich kaſſirt und Gabriels Unſchuld iſt ſowohl rechtmäßig, Sie folgen mir doch, Mr. Haughton, als geſetzlich anerkannt.“

„Dieſe Papiere“, rief der Advokat nochmals, ſich ganz von ſeiner Leidenschaft beherrſchend laſſend, „ſind nichts als faule, lügnereiſche Fäliſchungen!“

„Im Gegentheil“, entgegnete Royden, ſeine Stimme war nur durch augenſcheinliches Leid etwas gebrochen, „die Dokumente, welche ſo untrüglich Gabriel Wyddelton's Unſchuld erweiſen, ſind copirt und liegen jezt bei dem zuſtändigen Gericht zu Ihrer Einſicht, Mr. Haughton, ſowie für Jedermann, der ſich für die Sache intereſſirt.“

Wieder entſtand eine Pauſe, während welcher der Advokat ſowohl wie ſein Schreiber mit den unbehaagliſten Gefühlen kämpften, unter denen der natürliche Wunſch vorherrſchend war, Schloß Weſtleigh möglichſt weit im Rücken zu haben.

„Ich werde Einſicht nehmen“, rief Mr. Haughton plötzlich, „und dieſen Betrug aufdecken.“

„Alſo“, ſetzte der Schloßherr ſeine unterbrochene Rede fort, als ob er den Zwischenruf gar nicht gehört habe, „iſt Ihres Letzters Unſchuld rechtmäßig von der Regierung anerkannt. Was ſeine lieben Freunde anbelangt, wenn er ſolche überhaupt hier beſitzt, können ſie von ihm denken, was ſie wollen. — So, nun habe ich Ihnen alle Einzelheiten, ſo weit es mir beliebt, mitgetheilt. Wollenden Sie jezt Ihre lang vorbereiteten Pläne, wenn Sie es noch für gut befinden.“

„So geſchwind laſſe ich mich nicht einſchüchtern“, bemerkte Haughton, „wir werden uns ſchon wieder ſprechen.“

Mr. Keith's Augen richteten ſich wieder ſajt mit der alten Beluſtigung auf die Geſicht des kleinen Schreibers und er ſah den Advokaten Drohung gar nicht einmal zu beachten.

Als ſeine Gäfte fort waren, erhob er ſich langſam aus ſeiner lehnen- den Stellung und ein Lächeln ſaß über das blaſſe Geſicht, indem er ſich die komiſche Poſition ausmalte, in welche Mr. Haughton verſetzt worden wäre, wenn ſeine Behauptung, daß die Polizei ihm auf dem Fuße folge, ein Körnchen Wahrheit enthalten hätte. Geräuſch von Wagenrädern auf dem Kieswege

des Parkes weckten ihn bald aus dieſen Betrachtungen, und er ging dem Wagen, gegen ſeine zunehmende Mattigkeit ankämpfend, entgegen und half den beiden Damen, welche ſich in demſelben befanden, beim Ausſteigen.

„O Royden“, ſüſterte die jüngere Dame, während ſie an ſeiner Seite ſtehen blieb, „Du wirſt nicht beſſer, im Gegentheil, alle Tage ſchwächer, und man ſieht, wie Du leideſt. Ach, es kommt davon, daß Du zuerſt ſo hart gegen dieſe Krankheit ankämpfeſt, weil Du ſo viel für mich zu ordnen hatteſt.“

Er gebot ihr mit einer leiſen Berührung der Lippen Schweigen; dann ſtieg ſie langſam die Treppe hinauf und theilte ihren Kummer, wie ſie immer zu thun pflegte, der älteren Dame mit, die ihr vorangegangen war und nun auf ſie wartete.

„Er iſt ſo gut“, ſeufzte ſie, indem plötzlich wieder der freudige Ausdruck ſchwand, der vor einigen Minuten noch das blaſſe Geſichtchen erhellte, wie es immer geſchah, ſo oft ſich ihre Gedanken mit jenen Papieren beſchäftigten, die nun an ſicherem Orte aufbewahrt lagen, „ſo aufmerkſam und hilfsreich, ſo auſopfernd und großmüthig, und doch umgiebt ihn eine ſo ſeltſame Leere — eine Schwer- müth, welche, wie es ſcheint, niemand zu durchbringen vermag.“

„Geduld, Alice, Geduld, meine Liebe!“ Dieſer Ausruf war ein ſtändiger bei der alten Dame.

Was mochte dieſes fehlende Etwas in ſeinem edlen Leben ſein? Sollte wirklich niemand ſein Loos ſo hell geſtalten können, wie er es ändern zu bereiten ſich beſtrebte?

„Und während ich mich gedulden ſoll“, ſchludzte die junge Dame, „wird er immer tränkter und es kann vielleicht zu ſpät ſein!“

Mittlerweile lenkten der geſchlagene Advokat und ſein Schreiber, ohne miteinander ein Wort zu wechſeln, ihre Schritte heimwärts. Später wurde Mr. Slimp nach dem Gericht geſchickt, und Mr. Haughton überlog ſeine Bücher wohl zum zwanzigſten Male, in denen auf jeder Seite nur das eine Wort „Banterott“ zu leſen war.

Drei Wochen waren vergangen, ſeit Baron Sommerſon Honor die Nachricht gebracht hatte, daß Mr. Keith nach ſeinem Schloſſe zurückgekehrt ſei und dort krank darniederliege. Der Tag kam immer näher heran, wo ſie ſelbſt London zu verlaſſen und ihre Ueberſiedelung nach Abbotſmoor vorzunehmen gedachte.

Es war am Nachmittage des vorletzten Juni; Honor laſſen eben Marie Verier etwas vor, als ihr eine Karte überbracht wurde, auf der ſie zu ihrem größten Erſtaunen den Namen „Vickerton Slimp“, ſowie die in Bleiſtift beigefügte Bitte erblidete, daß dieſer ſie in einer höchſt wichtigen Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

Ohne Zögern leiſtete das junge Mädchen der Bitte Folge; war dieſer unerwartete Beſucher auch ſiets für ſie eine höchſt unſympathiſche Perſönlichkeit geweſen, ſo vergaß ſie doch nicht, daß er, wenn auch indirekt, eng mit ihrer alten Heimath und ihrem Jugendleben verflochten war.

Als ſie das Bibliothekzimmer betrat, in welches man Mr. Slimp geführt, fand ſie ihn merkwürdig verändert. Demüthig und frei ſtand er in der Mitte des Gemaches, ſeine Kleidung war abgetragen und ſtaubig, und die Worte „Zehlichlagen aller Hoffnungen“ waren in ſeiner ganzen Perſon und ſeinem Weſen ausgeprägt. Honor ſetzte ſich und erwartete ſeine Anrede. Es dauerte auch nicht lange, bis er ohne weitere Einleitung Miß Craven die Mittheilung machte, daß er es für ſeine weibliche und ſchmerzliche Pflicht betrachte, ihr einige Einzelheiten betreiſſend der Vermögenslage ſeines Chefs zu verrathen, da ſie unglücklicherweiſe eine der viel Betheiligten ſei, die derſelbe betrogen, und daß ſein Gewiſſen ihn dränge, nicht zu ruhen, bis er, was in ſeinen ſchwachen Kräften ſiehe, verſucht habe, die Fehler, bei

denen er als Mr. Haughtons Schreiber indirekt, obgleich höchst unschuldig betheiligt gewesen, wieder gut zu machen.

Honor hörte ihn schweigend an; es war ja kaum der Mühe werth, ihn zu unterbrechen und er kramte daher seine auswendig gelernte Lektion geläufig aus, wobei er jedoch in seiner Aufregung einen oder zwei Ausdrücke gebrauchte, die dem jungen Mädchen vollkommen unverständlich blieben. Unter allen Thatsachen wurde die eine jedoch am meisten hervorgehoben, Mr. Haughton habe ihm das Versprechen gegeben, ihn als Kompagnon in die Firma aufzunehmen, dasselbe indeß nicht gehalten, und da er nun außerdem die Entdeckung gemacht, daß die Praxis sich nicht halten könne, wolle er jetzt für den Betrug an ihm, wie für die vielen Unterschlagungen, welche sich sein Chef Anderen gegenüber habe zu Schulden kommen lassen, doppelte Rache nehmen. Mr. Haughton hielt sich jetzt vor seinen Gläubigern versteckt, setzte der Eschreiber seinen Bericht fort, aber er habe zufällig sein Versteck entdeckt und wäre bereit, dasselbe Miß Craven gegen eine angemessene Belohnung zu verrathen.

Jetzt erst würdigte Honor die kleine schäbige Gestalt ihr gegenüber eines Blickes der tiefsten Verachtung; aber Dickerton verfolgte zu eifrig seinen eigenen selbstsüchtigen Zweck, um sich dadurch in seinen Mittheilungen unterbrechen zu lassen.

„Selbst wenn Sie sich weigern sollten, Miß Craven,“ sagte er schmeichelnd, „mich für meine werthvolle Nachricht zu belohnen, werde ich es Ihnen doch sagen. Er hat weit Schlimmeres verbrochen, als sein Versprechen zurückzunehmen, um mich zu kränken, aber jetzt ist meine Stunde gekommen. Wäre ich allein der Geschädigte, würde ich geschwiegen haben, so aber ist es meine heilige Pflicht, ihn der wohlverdienten Strafe zu überliefern.“

„Hiervon wünsche ich nichts zu hören,“ erwiderte das junge Mädchen, „es macht auf mich keinen Eindruck.“

Trotzdem hörte sie ruhig weiter zu, und Dickerton Sлимп verstand wohl nicht, welche Ueberwindung sie dies kostete und namentlich die traurige Wahrheit, daß sie all' dem, was er von ihrem alten Vornund sagte, nicht widersprechen konnte.

„Wenn ich Mr. Haughtons Versteck auch nicht verriethe,“ nahm der getäuschte Schreiber wieder das Wort, „würde er doch bald entdeckt werden. Ein oder das andere Opfer seiner betrügerischen Manipulationen wird ihn bald erwischt haben; es sind deren ja so viele, daß ich sie Ihnen nicht würde vorzählen können. Darunter sind viele Familien, deren Namen Sie sich noch erinnern werden, und die augenblicklich noch keine Ahnung davon haben, welcher Ruin ihnen droht. Gelder hat er veruntreut, die er anlegen sollte, und hat Renten gefälschte Hypotheken aufgeschwindelt, oder den Verkauf schon vorher gefändelten Eigenthums bewerkstelligt. Mehr als ein armer Teufel hat ihm seine mühsam gesparten Groschen übergeben und seine ausgearbeiteten Urkunden repräsentiren nichts als Fälschungen. Nein, ihm ist nicht mehr zu helfen, wenn auch sein Kredit in Kimbury und der Umgebung noch hoch steht und der Zusammensturz noch hingezögert werden kann. Kann, sage ich, wenn ich mich der Sache annehme. Mein erster Schritt war dieser zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß er sich in dem Gasthof zum Anker in der Themsestraße versteckt hält, und wenn Sie ihn denunciren wollen, so —“

Honor erhob sich; ihre Wangen und Lippen waren blaß vor Zorn.

„Sie vergessen, mit wem Sie sprechen,“ sagte sie.

Mr. Sлимп machte eine Anstrengung, den Boden, den er bei dieser letzten kühnen Andeutung verloren, wiederzugewinnen.

„Dieser Gasthof liegt außerordentlich günstig, um unter nebeligen Umständen ins Ausland zu kommen,“ fuhr er mit großem Eifer fort; „wenn Sie es wirklich wünschen, könnte ich die Sache in die Hand nehmen.“

„Ich werde darüber nachdenken, was Sie mir gesagt haben,“ antwortete Honor kühl, obgleich Sie in Wahrheit vor diesem Manne und seiner Berrätherei vor Furcht zitterte; „wir sprechen uns wohl noch. Nennen Sie immerhin Ihren Preis.“ Das Wort wurde verächtlich ausgesprochen, wobei das Auge des jungen Mädchens die schwächliche Gestalt des kleinen Verräthers streifte, „den Preis Ihres Schweigens, und ich will es erkaufen, falls Ihre Bedingungen mir zuzagen.“

„Für Sie, Miß Craven,“ erklärte er, ob dieses seines Erfolges feier, und indem er in unterwürfiger Bewunderung das schöne Mädchen das ihn jetzt endlich zu verstehen schien, betrachtete, „sind tausend Goldstücke eine Kleinigkeit, deshalb werden Sie nicht denken, daß diese —“

„Meinen Zweck zu erfüllen,“ vollendete sie ruhig, „werden dieselben zu wenig sein. Nun, stellen Sie Ihre eigenen Be-

dingungen, und ich werde sie morgen hier um dieselbe Zeit entgegennehmen.“

Ein Augenblick unendlicher Selbstbefriedigung lagerte sich bei diesen letzten Worten auf Mr. Sлимп's Gesicht. Jetzt konnte er es sich leisten, den Vertraulichen zu spielen, wenn auch auf Kosten eines Anderen.

„Wenn des armen Mr. Haughton's letzter Schachzug nicht so jämmerlich fehlgeschlagen wäre, Miß Craven,“ begann er von Neuem, „wäre der alte hochgeachtete Name und das Geschäft gerettet gewesen und seine gegenwärtigen Verlegenheiten würden nicht in die Oeffentlichkeit gelangt sein; aber es mißlang, wie gesagt, vollkommen, und es steht nicht mehr in seiner Macht, das drohende Unwetter fernzuhalten. Er war so fest von der Identität des Mr. Keith auf Schloß Westleigh mit dem Mörder Ihres Herrn Onkels überzeugt, daß er nur mit sehr schwachen Beweisen, die thätlich lediglich auf Muthmaßungen beruhen und die er mühsam während der zwei Jagre seiner eifrigen Nachforschungen aufgetrieben, ausgerüstet in eigener Person zu dem ersignannten sich begab, um ihn von seinem Verdachte in Kenntniß zu setzen. Der vollständige Beweis, sagte er ihm, läge in seinen Händen und er würde ihn, Gabriel Myddelton, ohne Gnade, dem Arme der Gerechtigkeit überliefern, falls er nicht vorziehen sollte, ihm sein Schweigen abzukaufen. Sie verstehen, Miß Craven. Die Antwort lautete aber ganz anders; denn eine demüthige Thatsache, welche wir erst bei dieser Unterredung erfuhren, die vollständige Unschuld des Gabriel Myddelton an dem damaligen Morde ist jetzt gesetzlich anerkannt. Ich selbst nahm von den Schriftstücken, welche es evident beweisen, auf dem Gerichtsbureau Einsicht.“

„Seine Unschuld!“ Honor hatte wohl keine Idee davon, daß ihr diese beiden Worte entschlüpft waren.

„Mehr als das,“ fuhr Dickerton Sлимп fort, „ich habe nie an die Identität von Gabriel Myddelton und Mr. Keith, der übrigens, beiläufig bemerkt, bereits mit einem Fuße im Grabe steht, geglaubt. Zwar war ich aus gewissen eigennützigen Gründen behillich, ihn zu verächtigen, doch habe ich nie ein Körnchen wirklichen Anhalts gefunden, auch hatte ich immer das Gefühl, daß, wenn er der Rechte gewesen, den mein Prinzipal zu vernichten suchte, und wenn ferner der letztere seiner Sache so gewiß gewesen wäre, er sicher nicht so lange gezögert hätte, vielmehr die Verhaftung sofort veranlaßt haben würde. So gemannen bei mir immer die Zweifel die Oberhand, und jetzt könnte ich es durch einen Eid bekräftigen, daß er nicht Gabriel Myddelton ist.“

Diese letzten Worte trafen das Ohr des jungen Mädchens mit fast erschreckender Deutlichkeit und machten ihr Herz stürmisch pochen; trotzdem blieb sie unbeweglich stehen, bis er sich entfernt hatte, nachdem sie ihn noch einmal erinnert, am folgenden Tage pünktlich zur Stelle zu sein; dann erst verließ sie die so lange aufrecht erhaltene Ruhe, mit hastigen Schritten durchmaß sie das große Zimmer und wiederholte die inhaltschweren Worte:

„Nicht schuldig, Gabriels Unschuld, nicht Gabriel, nicht Gabriel, am Rande des Grabes und Gabriel unschuldig!“

Allmählig ward ihr Gedankengang verwirrt und sie verlor den Sinn der wiederholten Worte, bis ein Entschluß die Oberhand gewann; sie mußte Lawrence sprechen, noch heute Abend, sonst könnte es zu spät sein.

Fortsetzung folgt.

Plagiate.

Von D. Sael (Berlin).

Nicht nur in den kleinen Büchlein und sonstigen Schreibereien unserer „Auschnürer“ — wie der selige Campe nicht übel das Wort Plagiarius verdeutschte — auch im großen Buche der Weltgeschichte will man fast auf jeder Seite Plagiate finden, wie denn auch Chateaubriand, im Hinblick auf die Hinrichtung des englischen Königs Karl I., die Enthauptung Ludwigs XVI. ein „plagiat infame d'une crime étranger“ nennen mochte. Können wir wirklich der Zeit diesen Vorwurf machen? Mit nichten! Was uns ein Plagiat zu sein dünkt, ist nur die ähnliche Wirkung einer ähnlichen Ursache. Diderot war es, glaub' ich, der nur ein halbes Duzend dramatische Stoffe gelten lassen wollte, alles andere sei nur Variante. Ebenjo hat auch die Weltgeschichte nur eine Handvoll ursprünglicher Handlungen aufzuweisen, die mit geringen oder größeren Abweichungen immer wieder in Er-

[Nachdruck verboten.]



scheinung treten. Genau untersucht läßt sich vielleicht alles auf eine einzige zurückführen und wir könnten gewissermaßen auch von einer moralischen Descendenztheorie sprechen, von einem Darwinismus der Gedankenwesen. Die Lehre des großen Schottens dürfte sogar eine wesentliche Stütze in der Thatfache finden, daß sie so manche Parallelen aufzuweisen hat.

Wenn wir von Plagiat reden, so ist damit gewöhnlich ein Gedanken- oder gar Wortdiebstahl auf litterarischem Gebiete gemeint, und wir sind oft geneigt, selbst die bloße Nachahmung dafür zu halten. Unsere Alten haben es bekanntlich mit dem Einen, wie mit dem Anderen nicht sehr streng genommen, wobei sie allerdings erst durch ihre Bearbeitung der Materie einen höheren Werth gaben. Es ist ein Unterschied zu rauben — wenn dieses Wort hier zulässig ist — wie Jovis Adler den Ganymed raubte, um ihn dem Götteritze zuzuführen, oder ganz einfach zu stehlen wie — ein Nabe, was bei den meisten unserer Plagiatoren der Fall ist; und gewöhnlich wissen sie gleichfalls nichts Rechtes damit anzufangen. In neuester Zeit ist es hauptsächlich der französische Dramatiker Carbou, gegen den der Vorwurf des Plagiats erhoben wurde und keines seiner Stücke trat an die Deffentlichkeit, ohne daß auf Aehnlichkeiten mit andern Schauspielen hingewiesen wurde, das heißt, eigentlich nur, wenn es Erfolg hatte. Diese Methode hat Schule gemacht und wir finden heutzutage, daß bei jeder Neuheit auf dramatischem Gebiete einige Ansprüche erhoben werden, die neben der Verdächtigung des Autors auch noch den Zweck haben, die Aufmerksamkeit der Welt auf die minder erfolgreichen dramatischen Erzeugnisse der Künstler zu lenken. Derartige Vorwürfe wurden übrigens schon früher nicht selten laut; sie wandten sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts häufig gegen den älteren Dumas, den Heinrich Heine mit folgenden Worten verteidigte: „Aber nichts ist thörichter, als dieser Vorwurf des Plagiats; es giebt in der Kunst kein schlechtes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet, und selbst ganze Säulen mit ausgemerkelten Kapitälern darf er sich zueignen, wenn nur der Tempel gut ist, den er damit stützt. Dieses hat Goethe sehr gut verstanden und vor ihm sogar Shakespeare.“ Auch Heine hat es verstanden und in seinen Werken befinden sich nicht nur Anklänge an andere Poeten, er hat auch ganze Stellen fremder Schöpfung benützt, „ganze Säulen mit ausgemerkelten Kapitälern“, freilich aber um einen herrlichen Tempel erstehen zu lassen, der währen wird, so lang ein deutsches Lied ertönt. Bekannt ist, daß sein prächtiges Lied: „Schöne Wiege meiner Leiden“ eine Stelle aus Schillers „Jungfrau von Orleans“, fast wortwörtlich enthält:

Hätt ich dich doch nie gesehen
Solde Herzenskönigin!
Nimmer wär es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.
Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erlehrt,
Nur ein stillles Leben führen,
Wollt ich, wo dein Odem weht. . .

Ein anderes, meines Wissens noch nirgend erwähntes „Plagiat“ hat Heine an dem alten biedereren Logau begangen. Dieser hat nämlich ein Sinngebidicht geschrieben, das „Geschminkte Freundschaft“ betitelt ist und lautet:

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte färben, Rede schmücken —
Meinst Du, daß dies Gaukelei
Ober echte Freundschaft sei?

Bei Heine dagegen finden wir einen Bierzeiler mit der Aufschrift: „Bei Gelegenheit eines Besuches in Batignolles“.

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken;
Kind, das ist nur Gaukelei,
Denn das Herz denkt nichts dabei.

Seine giebt gewissermaßen fast mit denselben Worten Antwort auf Logaus Frage. Es läßt sich freilich annehmen, daß hier Absicht vorhanden sei, die nur irrthümlich nicht erklärt wurde; wahrscheinlicher ist jedoch, daß unserem Dichter hier sein Gedächtniß einen kleinen Streich spielte. Unsere Poeten und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts haben alle die älteren und auswärtigen Litteraturen sehr umfangreich benützt und eine nähere Prüfung liefert ganz erstaunliche Resultate. Die Anekdoten aus Bacons „Apophthegmata“, die Hiltörchen aus den zahlreichen französischen „Anas“ finden sich mehrfach verwendet vor. Selbst

Wabblers prächtige Erzählung von den zwei Deutschen, die in Rom einander aus den Augen verloren und sich erst gelegentlich einer päpstlichen Segnung fanden, wobei alles Volk auf die Knie fiel, die zwei protestantischen Deutschen ausgenommen — selbst dieser scheinbar so germanische Stoff ist einem französischen Werke aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entnommen, wo die Betreffenden natürlich Franzosen sind. Wer Webers „Demokritos“ näher betrachtet, der könnte finden, daß der behäbige Schwabe nicht nur ganze Erzählungen anderer mit seinem Text verwebt, sondern auch vieles von Weberlin und anderen wörtlich bemutht hat. An einer gewissen Stelle bringt er in Prosa aufgelöst ein ganzes Dugend Verse aus Falts Satire auf die Frauen die — ebenfalls nicht Original ist, sondern eine Bearbeitung der bekannten Satire Juvenals.

Doch die eigentlichen Plagiate, die „Ausschmierereien“ in des Wortes ungemilderter Bedeutung, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Sie erfolgen bemutht oder unbemutht, sind aber in allen Fällen mit einer Schaffensschwäche verbunden. Unbemutht erfolgen sie von der großen Menge der Probler (Dilettanten), die ihre Rezeptionsfähigkeit in irrthümlicher Selbstschmeichelei für Produktionsfähigkeit halten und im besten Falle unter dem Eindruck des Empfundnen die unterschiedlichsten Schöpfungen nachahmen; in den meisten Fällen aber vermögen sie selbst das nicht und begehen ganz einfach unbemutht Plagiate. Bemutht erfolgen sie von der ebenfalls nicht geringen Anzahl armseliger litterarischer Schächer, die um den „bellenden“ Magen oder den prickelnden Ehrgeiz zu befriedigen, ohne Bedenken nach fremdem Gedanken-Eigenthum greifen, ein Diebesgut, das sie dann, nachdem es mehr oder minder unkenntlich gemacht wurde, auf den Markt bringen. In vielen Fällen ist es selbst dem geübtesten Auge nicht leicht, derlei Mischungen zu erkennen, aber es ist auch nicht so schwierig, wie es oft scheinen mag. Die Vergleichen mit einer zweiten Arbeit derselben Herkunft wird dem aufmerksam Prüfenden fast immer unzweifelbar bekunden, ob der angebliche Verfasser bemutht oder unbemutht ein Plagiat begangen hat. Der eigentliche Mangel jeder Individualität spricht hier zu deutlich, als daß er gänzlich überhört werden könnte. Selbst das schwächste Ich wirft einen Schatten; selbst die geringste und schwächste Original-Schöpfung weist die Spur der Eigenthümlichkeit auf.

Plagiate und Vorwürfe des Plagiats hat, wie es in der Natur der Sache liegt, die Tonkunst noch mehr als die Litteratur aufzuweisen. Nicht nur größere Werke, auch einfache Gesänge werden von müßigen „Forschern“ auf ihre Aehnlichkeit mit anderen Tonwerken untersucht. Und so wird uns zur Kenntniß gebracht, daß die Marsellaise in einem deutschen Kirchenlied ihren Ursprung habe, die österreichische Volkshymne von Haydn nur die Bearbeitung eines slavischen Volksliedes sei, die englische und somit auch die preussische und sächsische Hymne von einem Liede herrühre, das in einem französischen Damenstift zur Begrüßung Ludwigs XIV. gepflegt gesungen zu werden. Die Liste ließe sich unendlich fortsetzen. Offenbach, der Meister der Operette, hat den Vorwurf des Plagiats beim Erscheinen jeder seiner lustigen und lustigen Tonschöpfungen zu hören bekommen, nicht ganz unbegründet, weil er in der That mit sinken Fingern ausgriff, allerdings um das Herangezogene in eigenartiger Form zu benützen. Es läßt sich daran eine Anekdote knüpfen, die wenigstens den Vorzug hat, wahr zu sein. Offenbach pflegte manchmal nach Wien zu kommen, um die erste Aufführung seiner Operette persönlich zu leiten. Während seines Aufenthalts verkehrte er auch in einer aus Künstlern und Kunstliebhabern bestehenden fröhlichen Tischgesellschaft, die in dem durch seine vorzügliche Küche bekannten „Hotel zum goldenen Lamm“ ihr Heim hatte. Harmlose Neckereien, die in ihrem spezifisch Wiener Gepräge den Namen „Frozelei“ führen, waren dort an der Tagesordnung und auch Meister Jacques war solchen Scherzen nicht abhold. Eines Abends, oder sagen wir getreuer, in einer Spätnacht, saß die Gesellschaft vereint wie gewöhnlich, plauderte von mancherlei, darunter auch von der Oper „Joseph in Aegypten“. In erheuchelter Unkenntniß fragte nun Offenbach: „Joseph in Aegypten! — Von wem ist denn diese Oper?“ worauf einer von der Tafelrunde dienstfertig die Antwort gab: „Von Mehul.“ Die anderen lachten und der Antwortgeber merkte logisch, daß es sich hier um einen „Aufsitzer“ handelte, daß er es nicht nöthig gehabt hätte, dem selbst von seinen Gegnern als bedeutender Musikkenner anerkannten Komponisten Auskunft über eine der klassischen Opern zu geben. Nachdem sich die Heiterkeit etwas gelegt hatte, wandte sich der Angeführte mit einem Anflug von Verdrossenheit an Offenbach und meinte: „Nun, was wäre auch

weiter dabei? Sie wissen ja nicht einmal, von wem Alles Ihre eigene Musik ist." Auch jetzt lachten die Anwesenden hell auf und auch — der Betroffene.

Allerlei.

Die großen russischen Reichs-Insignien, welche aus Anlaß der Kaiserkrönung von St. Petersburg nach Moskau abgeben werden, bestehen aus folgenden Stücken: Die Krone, die nach dem Muster der späteren byzantinischen gearbeitet ist und auf mehr als 1 000 000 Rubel geschätzt wird, setzt sich aus zwei, das West- und das Oströmische Reich ver sinnbildlichenden Häften zusammen, zwischen denen sich auf einem Hügel das auf einem birnförmigen Rubin besessene, aus fünf großen Diamanten bestehende Kreuz erhebt. Dieses wunderbare Werk wurde auf Befehl Katharinas II. gleich nach ihrer Thronbesteigung bei dem Hofjuwelier Jeremias Bauczig, einem Genfer, angefertigt. Mit Ausnahme eines Rubins, des Mittelstückes, zieren die Krone nur Diamanten und 54 große tadellose Perlen. Noch werthvoller ist das Szepter, das Kaiser Paul für seine Krönung am 5. April 1797 herstellen ließ. Es ist mit dem kostbaren Diamant geschmückt, der unter dem Namen „Orlow“ bekannt ist. Der Stein soll mit dem berühmten Kohi-noor der englischen Krone zusammen die Augen des goldenen Löwen vor dem Throne des Großmoguls zu Delhi gebildet haben; er wanderte als ein Stück Glas oder als Topas von einer Hand in die andere, bis ihn ein armenischer Kaufmann Namens Lazarew erwarb, der seinen Werth erkannte, ihn unter Lebensgefahr nach St. Petersburg brachte und Katharina II. anbot. Die Kaiserin fand den damals noch rohen Edelstein zu theuer und Lazarew brachte seinen Schatz nach Amsterdam, dem Mittelknoten des Diamantenhandels. Dort erkaufte ihn Graf Alexei Orlow für 450 000 Rubel, ließ ihn schleifen und legte ihn dann der Kaiserin Katharina zu Füßen. Zugleich erwarb er für Lazarew einen Adelsbrief und eine Rente von jährlich 2000 Rubel. Der „Orlow“ wiegt 193¹/₂ Karat, also 8¹/₁₆ Karat mehr als der Kohi-noor. Auch der Reichsapfel wurde für die Krönung des Kaisers Paul angefertigt. Er ist von Gold, mit einem Gürtel von drei Reihen Brillanten umgeben, in deren Mitte ein schöner mandelförmiger Diamant angebracht ist. Ein ähnliches Band bildet der Kamm, auf dem ein großer Saphir das aus Diamanten bestehende Kreuz trägt.

Der größte Zeichner der neuen Welt. Satire und Symbolismus in seinem genialen Zeichnistift zu vereinen ist ein Vorzug, der dem Amerikaner Charles Dana Gibson, dem hervorragendsten künstlerischen Mitarbeiter englischer und amerikanischer Witzblätter, verliehen ist. Die „Moderne Kunst“, die in ihrer neuesten Nummer das deutsche Publikum mit diesem eigenartigen Vertreter angelsächsischer Welt- und Sittenschilderung bekannt macht, schreibt über ihn: „Unter den zeichnenden Humoristen der neuen Welt nimmt Gibson den ersten Rang ein. Seine Federzeichnungen werden niemals zu Karikaturen, weil sie lächelnd schildern ohne zu höhnen. Wie bei jedem echten Künstler geht auch durch seine Wirklichkeitschilderungen ein phantastisch-symbolischer Zug. Ihm erscheint das Hasten amerikanischer Erbkinder nach Adelsstühlen wie ein Ringwerfen nach wappengeschmückten Puppen, ihm ist der rosenumkränzte Liebesgott aufgebahrt zwischen zwei sich einander entfeindenden Gatten in Salontouillette, ihm werden die Hirngespinnste der Unglücklichen zu Geisteserscheinungen. Gibsons Federzeichnungen gehen über den Humor hinaus, sie haben einen starken Zug ins Satirische, aber sie verletzen nicht, weil seine Sittenschilderungen durch eine Art lächelnden Mitleids gemildert erscheinen.“

Der amerikanische Humorist Mark Twain verfehlte dem deutschen Lesenden der amerikanischen Prohibitionisten in einer Borelesung kürzlich einen schmerzhaften Stich. Er meinte, das Verbot des Verkaufs geistiger Getränke sei ja nicht ganz ohne, aber es könne einen unschuldigen Fremden doch mitunter in eine unangenehme Lage bringen. „Kam da ein“, erzählte Mark Twain, „ein Fremder in eine solche Prohibitionstadt, und ein kundiger Thebaner belehrte ihn, daß er nur in einer Apotheke einen Schlud genesen könne. So ging er zu einem Apotheker: „Mein lieber Mann, ohne ein Rezept des Arztes darf ich Ihnen kein geistiges Getränk verabreichen.“ „Aber ich bin ja am Verschmachten, bis ich zu einem Arzt komme.“ „Ja, das ist allerdings schlimm, aber ich darf nichts geben, ausgenommen Sie könnten mir einen Schlangenbiß vorzeigen.“ „Wo ist denn die Schlange?“ Der hilfsbereite Apotheker gab ihm den Ort an, wo er sich einen Schlangenbiß verschaffen könnte, und der arme Mann ging hin. Nach kurzer Zeit aber kam er ganz verört zurück. „Um Gotteswillen gebt mir was zu trinken.“ „Nun, hot Euch die Schlange gebissen?“ „Ach, du lieber Himmel, der arme Wurm ist schon für ein halbes Jahr im Voraus gemiehet.“

Von dem Prinzen Friedrich von Hohenzollern, dem bisherigen Kommandanten des III. Corps, erzählt man eine allerliebste Anekdote. Das jugendliche Aussehen des Prinzen ist zur Zeit, als er noch Kommandeur des II. Garde-Dräger-Regiments war, einem soeben zum Major beförderten Offiziere verhängnißvoll geworden. Dieser, aus der Provinz hierhergekommen, um sich zu melden, begegnete dem Prinzen, der den Paletot über seiner Oberuniform trug, auf der Straße und hielt letzteren für einen jüngeren Kameraden, der den Herrn Major nach dessen Meinung zuerst zu grüßen habe. Als dies jedoch nicht geschah, stellte der

Major den Prinzen zur Rede und bat um Nennung seines Namens. Als letzterer in der höflichsten Weise um Entschuldigung bat, den Herrn Major nicht bemerkt zu haben, und hinzufügte, daß sein Name wohl nun nichts weiter zur Sache thue, drang der Major ganz energisch darauf, den Namen zu erfahren. Jetzt fing die Situation an dem Prinzen Spaß zu machen. Mit lächelnder Miene stellte er sich als Oberst und Kommandeur des II. Garde-Dräger-Regiments, Prinz Friedrich von Hohenzollern, vor. Damit wandte er sich zum Weitergehen, während der verblüffte Major einige entschuldigende Worte zu sammeln versuchte.

Felseneinsturz an den Niagarafällen. Von dem überhängenden Felsen des Niagara George ist jüngst wieder ein mehrere Tons wiegendes Stück herabgestürzt. Das Felsgeröll kam unten zerstückelt an und zerstückelte ein 200 Fuß darunter stehendes Gebäude, in welchem sich ein photographisches Atelier und das Wartezimmer der elektrischen Bahn befand. Der Photograph und sein Gehilfe waren zur Zeit der Katastrophe gerade mit einer photographischen Aufnahme außerhalb ihres Ateliers beschäftigt. Auch in der Wartehalle war zur Zeit des Absturzes glücklicherweise niemand anwesend; wenn der Einsturz eine halbe Stunde früher oder später stattgefunden hätte, wäre bei dem starken Bahnverkehr zweifellos ein großer Menschenverlust zu beklagen gewesen. Das erwähnte Gebäude wurde vollständig, der Bahndamm auf eine kurze Strecke zerstört.

Die Züchtung des Alligators, des amerikanischen Krokodils, das in manchen Gegenden dem Aussterben nahe war, ist nunmehr in Florida seines Lebens wegen zum Erwerbszweig geworden. Man sammelt die Eier ein, welche das Mutterthier in mehreren mit Schlamm und Laub geschichteten Löchern in Sandbänken vergräbt, sodas manches Nest 100 bis 200 Eier enthält, und überwacht ihr Auskommen, wobei Sonne und Mistgäbrung beim Ausbrüten zusammenwirken. Dann werden die Jungen in kleinen geschützten Teichen oder Buchten bei künstlicher Fütterung aufgezogen. Es hat sich auch herausgestellt, daß die Alligatoren durch Vertilgung von Ungeziefer mehr Nutzen als Schaden stützen.

Ein Riesekind wird gegenwärtig in schleswig-holsteinischen Städten zur Schau gestellt. Es ist dies die kaum siebenjährige Tochter des Kaufmanns Schmidt in Wobens, im Kreise Habersleben. Johanna Schmidt, am 2. März 1889 geboren, war bei der Geburt normal gebaut und wog sieben Pfund. Erst nach einem halben Jahre begann ihr starkes Wachsen, so daß sie schon nach zwei Jahren ein Gewicht von 90 Pfund erreicht hatte. Ihr jetziges Gewicht ist 160 Pfd., bei einer Brustweite von 1 m 10 cm. Johanna ist im Besitze außergewöhnlicher Kraft; sie vermag ihren Vater frei vom Boden aufzuheben.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Als dritter Band des fünften Jahrganges der Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde, Berlin“, erschien soeben: „Jahreszeiten der Feder.“ Allerlei von Paul von Schönthausen. 15 Bogen. Preis gebettet M. 3.—, gebunden M. 4.— „Jahreszeiten der Feder“ nennt Paul von Schönthausen die soeben erschienene Sammlung humoristischer Causerien, weil darin vom Herbst, von Sommerfreuden, von der geistigen Saison u. s. w. die Rede ist. Der Band enthält eine Fülle der amüsantesten und reizvollsten Anekdoten, in denen der bekannte Wiener Feuilletonist bei musterhaft eleganter und künstlerischer Darstellung, Geist und Humor in jeder Zeile sprühen läßt. Das Buch wird allen feinsinnigen, für ausgewählte geistige Kost empfänglichen Lesern Genuß und Freude bereiten, und deshalb kann es nur aufs Warmste empfohlen werden. — Ueber den „Verein der Bücherfreunde“ selbst ertheilt jede Buchhandlung sowie die Geschäftsbuchhandlung Schall und Grund, Berlin W 62, Rursfürstenstraße 128, jederzeit gern Auskunft.

Unter dem originellen Titel „Das Lazarettspferchen“ bringt das Februarheft von Westermanns „Illustrierten Deutschen Monatsheften“ eine Novelle von Paul Kobran, die durch Feinheit und psychologische Vertiefung ganz besonders ausgezeichnet ist. Ferner enthält das genannte Heft eine Erzählung aus den Befreiungskriegen: „Die Erbin von Planta“ von Eilig Willigerod. In Bezug auf die Illustrationen ist in erster Reihe auf den Schluß des interessanten Aufsatzes über die „Projektile Bahn auf die Jungfrau und die Schweizer Bergbahnen“ hinzuweisen. Weitere Abbildungen finden sich in einer Abhandlung über die „Kunst der Naturvölker“ von Leo Frobenius, der dabei diesmal die Plastik ins Auge gefaßt hat. Auch der Artikel „Ein deutscher Abenteuer in Indien“ — unter dem der Gemahl der Begum Sombre verstanden ist — bringt mehrere Bilder. Sehr empfehlenswerth ist der Mahrtuf, den die bekannten Zoologen Karl und Adolf Müller unter dem Titel „Vorzüge und Nachtheile des Hundes“ veröffentlichten. Weiter verdient der Aufsatz über das „Nüchternwesen“ besondere Beachtung. Eine kurze Skizze über eine Begegnung mit Lombroso giebt Helene Zimmern, und ein sehr hübscher Artikel über „Klassische Dramen und ihre Stätten“ mit Beziehung auf Kleins „Rathchen“ von Robert Kohlrath, sowie literarische Notizen reihen sich diesen Beiträgen an.

Printw. Redakteur Dr. Heinrich Kube. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigstr. 87.